

blieben. Einst kaufte ein armer Sünder, der auch einmal den Mund gern zu etwas anderm, als „ich passe“, aufthun wollte, einem berühmten Erzähler eine Geschichte ab, mit dem Beding, daß der Verkäufer sie nie wieder erzählen sollte. Das gieng so lange gut, als beide sich in einer Gesellschaft trafen, wo der Einkäufer den gekauften Witz äußerst erbärmlich machte, und der alte Erzähler aufsprang und sagte: „Hier haben Sie Ihr Geld wieder, lassen Sie mir meine Geschichte!“

Recht schreiben. Bürger klagt noch, daß „aus der ganzen Litterargeschichte kein aufgeklärtes schreibendes Volk bekannt sei, welches im ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen, welches so nachlässig, so unbekümmert um Nichtigkeit, Reinheit und Schönheit, ja — welches so liederlich geschrieben habe, als bisher unser deutsches Volk“. Was ist es anders, als die Wiederholung eines alten Vorwurfs, den uns schon Otfried im 9. Jhd. machte? „Diese Sprache wird für häuerisch gehalten, und selbst die, welche sie reden, haben sie zu keiner Zeit weder durch Schrift, noch durch Kunst vollkommen zu machen gesucht, indem sie weder die Geschichte ihrer Voreltern, wie es viele andre Nationen thun, schriftlich verzeichnen, noch ihre Thaten und Leben erheben. Wenn sie auch dieses thun, welches doch selten geschieht, so brauchen sie vielmehr die Sprachen anderer Völker, d. i. der Lateiner oder Griechen. Sie hüten sich, in diesen schlecht zu schreiben; sie getrauen sich nicht, in den ersteren durch einen Buchstaben gegen die Kunst zu verfehlen, und in ihrer eigenen geschieht es bei jedem Worte. Eine wunderliche Sache, daß so große Männer alles dieses fremden Sprachen zu Ehren thun und die eigene nicht schreiben können!“ Billig sollte, wer ans Volk reden und schreiben muß, sich vorher die Gabe der Volkssachlichkeit erwerben. Es sollte jeder Staatsbürger seine Meinung verständlich vortragen lernen in mündlicher Rede und Schrift. Wer die Muttersprache gründlich gelernt hat, findet sich leichter in allen Sprachen zurecht; zu den Büchern der Welt sieht der Zugang ihm offen.

Gefang einer lebendigen Sprache überbitt das bloße Lautwerden einer nur Lebenden. Dichtungskraft und schöne Singbarkeit schmücken die unsere mit ursprünglicher Schönheit. Der zu bescheidene Deutsche glaubt sich nur selbst sein Gutes nicht, traut kaum sogar der That. Die Aussage eines Fremden, den ein deutscher Mann abgehört hat, wird hoffentlich Selbstvertrauen und Selbstzuversicht stärken.

Schon vor einigen Jahren wunderte sich ein wälischer Tonkünstler über das Vorurtheil der Deutschen gegen die Geschicklichkeit ihrer Sprache zum hohen lyrischen Gesang und zur musikalischen Sprechkunst. Er behauptete, der Vorzug der wälischen Sprache vor der unsrigen in Absicht auf die Singbarkeit sei lange nicht so groß, als man sich einzubilden pflege. Denn damit eine Sprache musikalisch sei, käme es weniger darauf an, daß sie sich wegen häufiger A, E und O leicht aussprechen und singen lasse, als darauf, daß sie alle Arten von Bildern, Bewegungen, Empfindungen und Leidenschaften durch Worte (die dem Ohre etwas mit dem Gegenstande Uebereinstimmendes eindrücken) zu bezeichnen geschickt sei. Und dies als einen unleugbaren Grund vorausgesetzt, würde es bei näherer Vergleichung schwer fallen, zu entscheiden, welche von beiden Sprachen zur dramatischen Musik die tauglichste wäre. Die unsrige besitze eine Menge nachahmender Töne, eine Menge von sanften und einen noch größeren Reichthum an schallenden, prächtigen, den majestätischen und furchtbaren Auftritten in der Natur und den stärkeren Bewegungen der Seele angemessenen Worten und Ausdrücken; so daß ein verständiger Tonsetzer das, was sie vielleicht